mehr fremd. Ich werde dem fremden Herrn frei gegenüber treten und wir werden uns sicher gut verstehen. Hier leben Kinder, ihr Geist hat mich gestreift, hat meine Seele gefunden und ihr die Pforten geöffnet zu den Bewohnern des Hauses.

Während die Kleinen in ihre Stube verbannt sind, habe ich ihren Affen gesehen und ihren Triumph erlebt. Kein Mahnwort und kein Gebot vermag ihre Selbstherrlichkeit zu erschüttern! Und während ich Mantel und Hut ablege, wandert mein Blick immer wieder zu dem Affen und im Geiste zu den kleinen Weltbeglückern, denen ich herzlich Dank spende für den beseligenden Anblick.

Das Mädchen, das mich bedient, ist meinem Auge gefolgt und hat das Spielzeug entdeckt.

Sie empfindet es als Hohn. Sie wird verlegen. Sie wird im nächsten Augenblick sich auf den guten Affen stürzen. — Ich glaube, ich könnte sie dafür erwürgen. Doch sie muß mich zur Stube des Herrn geleiten, so will sie wenigstens die Schmach entschuldigen.

„Ach die Kinder — — keine Ordnung" sagt sie nur, aber ihre Miene frißt alles — den Affen und die Kinder. Ich aber lächle und tröste.

„Lassen Sie es ruhig so, der Affe ist das schönste im ganzen Gang."

Dann trete ich fröhlich über die Schwelle zu dem berühmten Manne, schüttle ihm herzlich die Hand und kenne ihn wie einen guten Freund.

Praktische Winke.

Vom Nutzen der Zigarrenasche im Haushalt. Fast in jedem Haushalt finden sich „rauchende" Familienmitglieder. Die gesammelte Zigarrenasche kann den verschiedensten Zwecken dienstbar gemacht werden. So z. B. erweist sie sich bei braunen Flecken an den weißen Milchglasglocken von Petroleumlampen als gutes Reinigungsmittel. Nachdem man diese mit Sodawasser gereinigt hat, reibt man die befleckten Stellen mit Zigarrenasche rein und sauber. „Beschlagene" Nickel- und Silbergegenstände bekommen ihren früheren Glanz wieder, wenn man sie mittels weichem, wollenen Läppchen und Zigarrenasche trocken abreibt. Selbst Flecken daran verschwinden wieder, wenn man die Asche mit einigen Tropfen Petroleum anfeuchtet und dann verwendet. Sind in polierten oder dunkel gebeizten Tischplatten aus Eiche weiße Stellen oder Ringe durch Aufstellen von heißen Schüsseln, Kannen, Tellern usw. entstanden, so verschwinden sie durch Betupfen mit einigen Tropfen Oel und Verreiben von Zigarrenasche mittels Korkes. Auch Wasserkaraffen, wöchentlich einmal mit warmem Wasser und Zigarrenasche ausgeschwenkt und dann mit klarem Wasser nachgespült, gewinnen an Klarheit des Glases.

Aus dem Haus- und Familienleben

Zensuren.

Für die Kinder wird in diesen Tagen der Gang zur Schule, in der sie ihre Zensuren in Empfang nehmen sollen, zum Ereignis. Im Kopfe des achtjährigen Abcschützen wie in dem des Konfirmanden und buntbemützten Schülers der höheren Lehranstalt herrscht vom frühen Morgen des bedeutungsvollen Tages bis zum „entscheidenden Augenblick" eine nicht geringe Spannung, in der Frage gipfelnd: *was werde ich für Zeugnisse bekommen?* Werden die diesjährigen Zeugnisse besser oder schlechter sein als die letzten? Und welchen Platz werde ich neuerdings einnehmen? — Die Spannung wächst mit jeder Stunde. Und sitzen die Kinder dann vor dem Lehrer, der einen ganzen Stoß Zensurbücher auf sein Pult legt, so hat die stille Aufregung den Höhepunkt erreicht. Die kleinen Herzen fangen an zu schlagen, die Bäckchen röten sich und so etwas wie Fieber stellt sich ein. Hat aber endlich die Verteilung stattgefunden, so gibts' statt der erwartungsvollen nur fröhliche und betrübte Gesichter. Da rollt manche Träne verstohlen über die Wange, wenn die Enttäuschung gar zu groß ist! — Die Eltern sollten daher vor dem Verteilen der Zeugnisse die nervöse Spannung, die sich der Kindergemüter bemächtigt, nicht noch vergrößern. Ganz falsch wäre es, im letzten Augenblick dem Kinde die Forderung einer nur guten Zensur zum Ausdruck zu bringen und ein gutes Zeugnis mit bevorstehenden Freuden, ein schlechtes mit folgenden Strafen zu verknüpfen. Erstens würde dadurch kaum ein Einfluß auf die Gestaltung der Zeugnisse erzielt werden, und zweitens könnte das Kind dadurch leicht geheime Tantalusqualen leiden, sich mit den schlechten Zensuren nicht nach Hause getrauen. Ein trauriger Beweis dafür, in welchem Maße Kinder und besonders größere Schüler durch die Zeugnisse in Aufregung geraten und sich gekränkt fühlen, sind die leider in jedem Jahre vorkommenden jugendl. Selbstmorde zur Osterzeit, die sich in wahrhaft beängstigender Weise mehren. Die Kinder sollen zwar angeeifert werden, möglichst Gutes zu leisten, aber es wäre ein durchaus ungeschickter Zug der Erziehung, wollte man ihnen die Qualität der Zeugnisse zur beständigen Sorge machen. Uebrigens geht es oft recht seltsam im Leben zu, und aus manchem kleinen „Schusselpeter" ist schon etwas geworden, während sich anderseits manche kleine „Größe ersten Ranges" zu einer „Range erster Größe" entwickelte.

Haussprüche.

Glück in der Welt- -Kommt und zerfällt;
Glück im Neste- -Ist und bleibt das Beste!
Nach Müh und Hast — Freundliche Rast.

Rätselecke.

Nr. 45: Entzifferungs-Aufgabe.

mxxqc rdqqqf euot gzp tarrqf iqzz pqd rdgqtxuzs eunot qdzqgf.

Vorstehende rätselhafte Wörter — ein Schillersches Zitat — sind durch Verschiebung des Alphabets entstanden. Dieses beginnt in vorliegendem Falle also nicht mit dem ersten Buchstaben (a), so daß z. B. „z" nicht der 26. Buchstabe, sondern ein früherer ist und „a" sich diesem unmittelbar anschließt. Wie lautet das Zitat?

Nr. 46: Scherz-Rätsel.

Nr. 47: Zitaten-Rätsel.

1. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. (Schiller).
2. Die Liebe will erwerben und besitzen. (Geibel.)
3. Der Pöbel ist der größte Hauf auf Erden(Gellert)
4. Der Wein erfreut des Menschen Herz. (Gleim.)
5. Die Liebe wagt, was irgend Liebe kann. (Shakesp.)
6. Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben. (Schiller.)

Jedem der vorstehenden 6 Zitate ist ein Wort zu entnehmen. Diese 6 Wörter bilden wieder ein Zitat, und zwar aus Schillers Don Carlos.

Nr. 48: Bilder-Rätsel.

Auflösungen aus Nr. 12.

Nr. 40. Kopf-Anfügungs-Aufgabe: Fruehlingsanfang.
Nr. 41. Rätselhafte Inschrift: Eß nich so ville Stullen, det Brot is teier.
Nr. 42. Scharade: Lokomotive.
Nr. 43. Logogriphs: Kenner — Nenner — Renner — Senner.
Nr. 44. Bilder-Rätsel: Wer ein Mann ist, stehe auf eignen Füßen.

Verantwortlich für die Redaktion Pet. Becher, Brühl.
Druck und Verlag von P. Becher, Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung und Wesselinger Zeitung

Nr. 13 Sonntag, 26. März Jahrgang 1922

Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Ludwig Uhland.

Goldene Hochzeit.

Skizze von Clara Blüthgen.

Goldene Hochzeit! Frau Anna dachte zurück. Wie weit mußte die Erinnerung ihre Schwingen spreiten, um zurückzueilen zu jener fernen Zeit der grünen Hochzeit, jener Zeit, die alles Glückes und aller Erwartungen voll war!

Kann man es noch fassen, daß man einmal neunzehn junge Jahre zählte! Daß man im weißen, langschleppenden Mullkleide und dem Tüllschleier einherwallte, wie ein weißes Sommerwölkchen? Daß das Herz so übervoll von seliger Zuversicht war, als müsse es springen, so durchleuchtet von dem starken Gefühl, glücklich machen zu wollen! Und er, der Herrlichste von allen, nun der Lebenskamerad, der starke Stamm, an den man sich anlehnen wollte, wie der schmiegsame Efeu, wie man es damals in altfränkischer Art ausdrückte. Wie ein Prinz sah er aus in seinem schwarzen Hochzeitsfrack, und war doch nur ein kleiner Beamter, der eine Zukunft bot, in der das Wort: Sparen groß geschrieben werden mußte. Aber was tat's! War er doch ein Lebensbejaher, voll von einem Quell nie versagender Fröhlichkeit. Gegen keinen wirklichen Prinzen mit sieben Marmorschlössern hätte sie ihn eintauschen mögen. — Diese rosengeschmückte Hochzeitstafel — alle blutrot, als Verheißerinnen eines leuchtenden Vollglückes. Vor dem Brautpaar eine Kristallschale, so überschäumend von der purpurroten Pracht, daß sie wie ein Wall war gegen das „vis-a-vis", daß man sich dahinter die Hände drücken, ja sogar einen Kuß auf die brennende Wange entgegennehmen konnte! „Kleine Anna — jetzt meine liebe, kleine Frau." Dann diese strahlenden Brauteltern, die Schar der Brautjungfern in zartrosa oder himmelblauen Tüllgewändern, im versteckten Verlangen an diesem jungen erreichten Glück hängend. Ein langes „Menu" — Baumkuchen, Torten, nach klingendem Messerschlag gegen das Weinglas viel gute Reden. Zwar verhedderte der jeweilige Redner sich oft, aber immer brachte er das eine klar zutage, daß diese beiden Menschen von der Natur aufeinander hingewiesen seien, und daß Gott für sie ein ganz extra großes Glück bereithalten werde.

Und der liebe Gott hatte ein Einsehen, er meinte es gut mit den beiden Menschenkindern, die so viel ehrlichen Willen hatten, glücklich zu sein. Er führte sie nicht auf gletscherhafte Höhen und in höllentiefe Abgründe; er ebnete ihnen die Wege zu sanftem Auf und Ab von Leid und Freude, zu Erfülltem und Unerfülltem, wie ein Leben in dieser kurzen Spanne Zeit es umfaßt, die dem Menschen doch eine Ewigkeit dünkt, wenn die Sonne der Liebe darüber steht.

Frau Anna wurde eine tüchtige Hausfrau. Sie lernte die große Kunst, mit dem Bescheidensten auszukommen, ohne daß es als Dürftigkeit erschien. Man rühmte ihr nach, daß sie es wie keine andere verstände, einen Tisch nett zu decken und das einfachste Gericht so aufzutragen, daß es nach etwas aussah — selbstverständlich ohne den Magen um seine Anrechte zu verkürzen. Sie selbst sah immer allerliebst aus in dem simpelsten Hauskleid und dem gestickten Schürzchen und den starken braunen Zöpfen, die sie noch lange nach Mädchenart als Kranz um den Kopf gelegt trug.

Kinder kamen ins Haus, wie sich das gehörte. Zuerst alle zwei Jahre und mit Jubel empfangen, dann in größeren Abständen und mit gemessenerem Willkommen. Ein paar starben jung, man beweinte sie ein Weilchen und stellte sie als die eigentlichen Herzenskinder hin — bis man sie über die vergaß, die geblieben waren und ihre Ansprüche stellten.

Ja, diese Ansprüche! Die Zeit war so teuer geworden, die nötigsten Bedürfnisse so unerschwinglich! Was sollte man dazu sagen, daß ein Ei nun bare sieben Pfennige kostete und die Butter gar 1,50 Mark das Pfund! Da hieß es, bei dem Eierkuchen reichlich mit Mehl und Milch wirtschaften und die Butter nur hauchdünn über das billige Landbrot säuseln. In Schuhe und Kleider der Großen wuchsen ja glücklicherweise die Nachkömmlinge hinein — und wenn es den Großen wirklich an etwas mangelte, so war der Kleiderschrank der Eltern mit allerlei Abgelegtem da.

Und dann — man verstand gar nicht, wie das so schnell gekommen — war silberne Hochzeit. In Frau Annas mahagonibraunem Scheitel betteten sich zarte silberne Einlagen, ihre Gestalt sah etwas völlig aus in dem grauen Seidenkleide, so daß man sich gar nicht vorstellen konnte, wie federnd dünn die Taille unter dem bräutlichen Mullkleide gewesen war. Wie Frau Anna in die Breite gegangen war, so hatte Rudolf, der Herrlichste von allen sich sozusagen in sich selbst zurückgezogen. Sein Gesicht war faltig geworden, wie eine Kartoffel um Pfingsten, während die herausfordernde blonde Haartolle arg zurückgewichen war und sich nur noch in Form von „Sardellen" über das bedenklich gelichtete Hinterhaupt legte. Nur seine Fröhlichkeit war unvermindert. Er liebte noch immer einen kräftigen Männerwitz und ein dröhnendes Lachen.

Wieder ging es an der Hochzeitstafel hoch her, wenn auch eine leise Dämpfung, wie ein Schatten nahen Herbstes über der Stimmung lag. Drei prächtige Kinder standen noch neben dem Jubelpaare, zwei Söhne und eine junge, eben verlobte Tochter, die dem Erwählten ins ferne Ausland folgen wollte. Auch die Brauteltern waren noch zugegen, ein paar Mumien, die schwer hörten und mit zahnlosem Munde über jede nur halb verstandene Aeußerung unmotiviert lachten. Wieder standen rote Rosen vor dem Hochzeitspaar, wenn auch nicht in jener überschwenglichen Fülle wie damals ,als sie einen Schutzwall für süße vorahnende Zärtlichkeit bilden mußten. Und wieder Messerschläge gegen das Weinglas, Reden, Reden, Reden —

In später Nachtstunde weckte den Mann ein leises, verhaltenes Schluchzen neben seinem Kopfkissen. „Anna, kleine Frau, du weinst?" fragte er ganz fassungslos. Tränen waren sonst nicht die Sache der tapferen Frau gewesen.

„Es ist nichts, Liebster. Ich bitte nur Gott in Demut, daß er uns noch ein Stückchen des gleichen Weges zusammen wandern läßt." —

Und wieder hatte der liebe Gott ein Einsehen und ließ die beiden Menschen, die sich so von Herzen gut waren, beieinander — lange, lange Jahre, bis beider Haar grau und ihre Augen trübe geworden waren, als scheuten sie sich, weiter voraus das letzte Wegstück zu sehen. —

Endlich, es waren nur wenige Wochen vor der goldenen Hochzeit, nahm Gott den alten Herrn sanft zu sich. Mit schon umflorten Augen tastete er nach der Hand seiner Frau: „Trag's nicht zu schwer, kleine Anna."

Sie trug's nicht leicht, nicht schwer, nicht in fassungslosem Jammer, sondern wie etwas Unabwendbares getragen werden muß, das von Gott kommt. Sie räumte seine Sachen nicht überseite, sein Bett nicht von ihrem fort, alles alles mußte bleiben, wie es gewesen war — seine Kleider, seine Bücher, die Zigarrenkiste, die letzte, nur halb aufgerauchte Zigarre auf dem Aschentellerchen.

Beide Söhne waren dem furchtbaren Morden des Weltkrieges zum Opfer gefallen, die verheiratete Tochter unerreichbar im fernen Ausland. Abend war es um sie, Einsamkeit, Stille — das große Schweigen, das die Brust so beklemmt.

Am Morgen des Hochzeitstages kamen ein paar alte Freundinnen, die sie in ihrer Verlassenheit trösten wollten, fanden aber Frau Anna ausgegangen. Nach dem Friedhof zu der Stätte des Gatten, über die ein selbstgepflanzter Rosenstrauch seine Zweige breitete. Sie trug den ganzen Arm voller roter Rosen, die der Zeit voraus und deshalb noch eine kostbare Seltenheit waren — aber knausern mochte sie nicht am Tage der goldenen Hochzeit. Stumm bettete sie sie über die Stätte, die schon eine Gedenktafel mit zwei Namen trug, bei denen das eine Datum noch offen stand. Sie weinte nicht, denn ein alter Spruch lag ihr im Ohr:

„Weinst du um mich, so ist mein Sarg voller Blut,
„Bist still du, voll roter Rosen Glut —"

Zu Hause zog sie ruhig das schwarze Trauerkleid aus, das Grauseidene von der Silberhochzeit an, obgleich es ihr nun reichlich weit geworden war, und wie ein Sack um ihre magere Gestalt hing. Drei Bilder ihres Mannes in Stehrahmen stellte sie im Halbkreis auf den Tisch, das eine aus der Bräutigamszeit, das zweite von der silbernen Hochzeit her, das dritte erst vor einem Jahre aufgenommen. In diesen Halbkreis setzte sie mit großer Feierlichkeit eine alte Truhe aus braunem geschnitzten Holz, wie man sie vor fünfzig Jahren so schön fand, und legte ringsum einen Kranz von roten Rosen.

Zuletzt zog sie ein Schlüsselchen hervor, das sie an einer Schnur um den Hals trug, und öffnete die Truhe. Ihre vertrockneten Hände zitterten ein bißchen, aber sie beherrschte sich, zwang sich zur Ruhe. Sie nahm ein dünnes Bündelchen Briefe hervor, die meisten vergilbt mit nun ausgeblaßter Tinte, in der Bräutigamszeit geschrieben, andere etwas später bei den seltenen und kurzen Trennungen in ihrer Ehe, aber alle sorgfältig nach dem Datum geordnet. Auf einem Sesselchen, das sie sich an den Tisch gerückt, saß sie steif da und begann zu lesen, einen nach dem andern, andachtsvoll jedes Wort wie etwas ganz Neues, obgleich sie jedes davon auswendig wußte. In ihren Augen wollte es naß und warm aufquellen, aber sie zwang es nieder kraft eines Willens, der aus der Liebe geboren ist und den Schwachen stark macht.

„Weinst du um mich, so ist mein Sarg voller Blut ..."
Nein, nicht weinen, in Rosen soll er gebettet liegen. —

So feierte Frau Anna den Tag ihrer goldenen Hochzeit.

Was werden die Leute sagen?

Vor einigen Jahren schob ein flotter Primaner eine Karre voll Gemüse über die Hauptstraße einer Stadt. Es begegneten ihm einige Kameraden; diese lachten hochergötzt über ihn und ließen es auch an höhnisch witzelnden Bemerkungen nicht fehlen. Denke aber nicht, daß solches Gebahren den Studenten im mindesten beschämte oder beirrte. Er rief seinen Mitschülern freundlich einen „Guten Nachmittag!" zu und schob weiter. Die Liebe zu seiner Mutter, für die er diese Dienstleistung gern vollbrachte, sowie seine innere Festigkeit in dem Grundsatze „Tu recht und scheue niemand!" ließen keine törichte Menschenfurcht, die sich in der Frage „Was werden die andern sagen?" äußert, in ihm aufsteigen. Du kannst voraussetzen, daß aus diesem mutigen Jünglinge, der auch zu den talentvollsten des Gymnasiums zählte, ein tatkräftiger Mann geworden ist, der weiß und erreicht, was er will.

„Was werden die Leute sagen?" Diese Frage kann leicht denen zum Fluche werden, die aus Furcht vor dem Urteile anderer ihrer eigenen bessern Erkenntnis zuwider handeln. Die Menschenfurcht zerstört alle Freiheit und wird ein wirklicher Tyrann im Leben des Menschen. Die Menschen haben stets etwas auszusetzen. Wer mag es jedem recht machen können? Welch eine Feigheit aber zeigt es, sich seiner Pflichten und Grundsätze zu schämen! Bei aller Furcht vor dem Urteile der Menschen wird der Fall eintreten, daß gerade das verloren geht, weshalb alle Opfer gebracht werden, — die Achtung der andern. Ueberdies nimmt auch die Menschenfurcht allem Tun, das in sich gut ist, das Verdienst weil sie das Wesen einer guten Meinung tötet. Stehst du in Gefahr, durch Menschenfurcht dich von deiner Pflichterfüllung abhalten zu lassen, so präge dir so tief als möglich die Wahrheit ein, daß Gott allein zu fürchten ist. Stütze dich auf das innerste Zeugnis deines eigenen Gewissens. Kümmere dich nicht um das „Was werden die Leute sagen?" Tu recht und fest das, was Herz und Vernunft wie dein guter Wille dir befehlen. So zeigst du Charakter und verschaffst dir Achtung, die du nicht suchst.

Um gar keine Menschenfurcht zu haben, mußt du viel Gottesfurcht besitzen.

Laß die andern kritteln, lachen,
Schließ in Gleichmut deine Ohren!
Wer es allen recht will machen,
Geht am Ende selbst verloren.

G. B.

Kindesliebe.

Schwer und dumpf hallte der Ton der Glocke durch die leeren Gänge der ehemaligen Abtei. Die Uhr zeigte die neunte Abendstunde und das Zwielicht begann in dem öden Raume des großen Gebäudes eben den Kampf mit der Nacht, als ein Mann in schwarzer, schmutziger Kleidung langsam schleppenden Schrittes, dessen Ton allein die langen Hallen belebte, auf eine Tür zuschritt, welche am äußersten Ende des Hauses gelegen war.

Er trat ein. Es war ein großes, ehenerdiges Gemach der ehemaligen Abtei im herabgekommensten Zustande. Die schwarzen feuchten Wände besaßen als einzige Zier hie und da einen Anflug von grünen Pilzen, welche stellenweise mit groben Kohlen- und Bleistiftzeichnungen abwechselten. In der Mitte des Gemaches stand ein schwerer Tisch aus Eichenholz, um den heute zwölf Revolutionshelden Platz genommen hatten. Die Jakobinermützen, die mit den vom unmäßigen Genusse des Weines gerötenten Wangen an Helle der Farben wetteiferten, bedeckten ihre ungekämmten Häupter, die sie teilweise mit ihrer Faust stützten, während aus dem Munde Tabaksqualm strömte.

Beim Eintritte des „schwarzen" Mannes erhoben sich einige, um ihn zu begrüßen, während andere unbekümmert um ihn zu sein schienen. Der matte Schein einiger Oellampen erhellte die mit dem Stempel des Lasters und der Leidenschaft gebrandmarkten Gesichter, als der Vorsitzende, welcher niemand anderes als das uns schon bekannte Individuum war, begann: „Bürger, Republikaner! Wenige Tage sind es, daß Danton, der große Republikaner, sprach, das Volk muß sich in Massen auf seine Feinde stürzen und sie mit einem Schlage ausrotten; wir müssen die Feinde der Republik in Ketten werfen und sie unschädlich machen. Bereits hat Paris den Anfang gemacht, und täglich trinkt die Erde das Blut der Gegner der Republik. Wir dürfen nicht länger zurückbleiben — und darum sei eröffnet das Blutgericht über alle Anhänger des Königs."

So sprach Danton unter dem Beifall seiner Genossen. Und was er gesprochen, säumten sie nicht, auch im Werke zu vollbringen. Einer um den andern der Gefangenen, welche kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie ihrem Gott und ihrem Könige die geschworene Treue bewahrt hatten, wurden vorgeführt und von den Blutmenschen unter Hohnlachen dem Tode überantwortet. Eine schmale Tür war es, welche diese Unglücklichen hinausführte in den Hof der Abtei. Dort hatte sich betrunkenes Gesindel gesammelt, welche es als höchsten Genuß der erlangten republikanischen Freiheit betrachteten, ihre früheren Herren und Mitbürger jetzt morden zu dürfen.

Bereits hatte eine Anzahl solcher Unglücklichen jene Tür passiert und unter den Händen der Rotte den Geist aufgegeben, und noch schien des Mordens kein Ende zu sein. Denn eben tönte die Stimme, die einen neuen Todeskandidaten in das Richtergemach rief. Einige Augenblicke danach, und es erschien, von Kerkermeistern begleitet, ein ehrwürdiger Greis von majestätischer Haltung, bleich, aber nicht aus Furcht, sondern infolge der überstandenen Leiden. Ruhig trat er vor ... aber nicht er allein. Ein Fräulein von jener englischen Schönheit, welche zwanzig Frühlinge mit vollen Händen über eine Jungfrau zu streuen pflegen, mit blonden Haaren, welche über die Schultern hinabflossen, und Wangen, alabasterbleich vor Schrecken, hielt sich, wenngleich wankenden Schrittes, an der Seite des Alten. Sie war die Tochter des Angeklagten, der, ein treuer Anhänger seines Königs, am 14. Juli 1792 unter die revolutierende Meute hatte schießen lassen und so in den Augen der Revolutionäre gewiß tausendfach schuldig war. Er war im Auftrage des Revolutionskomitees deshalb gefangen gesetzt worden und sollte nun sein Urteil erfahren.

Der überraschende Anblick der Jungfrau, seiner Tochter, welche mit ihrem Vater den Kerker freiwillig geteilt hatte, setzte selbst die marmornen Herzen seiner Richter in Erstaunen. Selbst der Vorsitzende wagte es nicht, das Verhör zu beginnen, jenes Fräulein so schwach und doch so entschlossen, flößte ihm unwillkürlich Respekt und Achtung ein. Der frühere Lärm verstummte und tiefes Stillschweigen trat an seine Stelle.

Diesen Augenblick benutzte das Mädchen, indem sie vor den Tisch, an dem die Richter saßen, trat und mit zitternder Stimme sprach: „Bürger, Ihr seid die Repräsentanten des Volkes; Ihr könnt es nicht abschlagen, daß ein Kind für seinen Vater in den Tod geht. Wenn es von Euch beschlossen ist, daß er sterbe ..., so lasset doch einen Wechsel des Opfers zu, — und dies will ich sein. O, gewähret mir diese Gnade!"

Die Richter waren von dieser Wendung der Dinge noch mehr überrascht. Sie aber verdoppelte ihr Flehen, indem sie rief: „O Erbarmen — Erbarmen für diesen armen Greis, der vor Euch steht und der Euch doch nicht mehr schaden kann. Habt Erbarmen mit einer armen Tochter, die in der ganzen Welt nichts mehr hat, als ihren alten Vater ... wir wollen dieses Land verlassen, wir wollen fliehen von hier, wir wollen in allem Euren Willen tun ... aber, mein Gott, lasset meinen Vater los! So sprechend, fiel sie weinend ihrem Vater um den Hals und bedeckte seine Stirn mit Küssen; er hatte aber für sie nur ein bitteres Lächeln, denn er hoffte kein Mitleid von diesen steinernen Herzen.

Und doch hatte er sich getäuscht! Die Tränen seines Kindes hatten diese Herzen erweicht. „Ob schuldig oder unschuldig," schrie der Vorsitzende, „mir scheint es unwürdig, das Blut dieses Alten zu vergießen."

In diesem Augenblicke erschien das Haupt jener, welche im Hofe der Abtei die abgeurteilten Opfer vom Leben zum Tode brachte, um sich Bescheid über das Urteil zu holen.

Noch schwankten die Richter: keiner getraute sich, ihn freizusprechen, — keiner auch wollte ihn verdammen. Endlich rief einer: „Macht mit ihm, was Ihr wollt."

Der Henker faßte mit seiner bluttriefenden Hand den Arm des Fräuleins, die bis in Mark und Bein darob erschauderte. „Komm," rief er, „Du schöne Aristokratin, ich will Dich etwas von Deinen Brüdern kosten lassen, welche hier schon im Frieden schlafen."

„Ja, trinken, sie soll trinken," rief die ganze Rotte der Henker.

„Wenn Du Deinen Vater retten willst," nahm der erste wieder das Wort, so trinke dieses auf das Wohl der Nation — und mit grinsender Höflichkeit reichte er ihr eine Tasse gefüllt mit Menschenblut, welches in jenem Hofe infolge der vielen hingerichteten Opfer in Bächen rieselte.

Ein Schrei des Schreckens tönte aus dem Munde der Armen; schon richteten sich mehr als zwanzig Picken gegen die Brust ihres Vaters. Mit einem Sprunge aber war sie an seiner Seite und sie prallte zurück, und voll Entsetzens bedeckte sie mit ihren Händen das Antlitz. Wildes Geheul war die Antwort — und sie rief mit von der Angst erhöhter Stimme: „Halt! gebt mir die Tasse!"

Das arme Kind griff bebend vor Ekel und Grauen nach der Tasse, schon hatte sie den Rand derselben ihren Lippen nahe gebracht; unsägliche Angst befiel sie; ihr Körper zuckte und bebte, ihr Angesicht ward weiß wie Marmor; doch ein Blick auf ihren Vater, und — das Kinn und das weiße Kleid, welches sie trug, ward rot gefärbt von dem gestockten Blute, das der Henker ihr kredenzte. Kaum noch konnte sie mit halberstickter Stimme rufen: Es lebe die Nation, und sie lag bewußtlos zu den Füßen ihres Vaters und neben ihr die zerbrochene Tasse, welche ihren Händen entfallen.

Als sie nach und nach zu sich kam, fand sie sich in einer elenden Kammer irgendeiner Hütte der Vorstadt, aber in den Armen ihres Vaters, welcher sie weinend küßte. Sie hatte ihn gerettet.

Die Kindesliebe hatte gesiegt.

Vor Jahren wurde ein Geistlicher, der dies niederschrieb, zu einem blinden, mehr als neunzigjährigen Mütterchen gerufen. Dieselbe saß in einem Lehnstuhle und bereitete sich auf die Reise in die Ewigkeit vor. Sie erzählte mir diese Geschichte, denn jenes adelige Fräulein war sie. Sie hatte sich mit ihrem Vater nach oben erzähltem Ereignisse aus Frankreich geflüchtet, hatte gedarbt und gearbeitet für ihn, bis er starb. Selbst nicht ihr Enkel, ein wackerer Volksvereinsmann, wußte um ihre adlige Abkunft und um jenes schreckliche Ereignis in ihrem Leben. Nur als sie einmal auf die Güte und Barmherzigkeit Gottes hinwies, nahm sie meine Hand in die ihrige und erzählte mir, was ich hier mitteilte, indem sie beifügte: „O, geistlicher Herr, ich habe Schreckliches erlebt, aber der liebe Gott hat mich nicht verlassen, und ich hoffe zuversichtlich, er wird mich auch beim Wichtigsten nicht verlassen, nämlich, wenns zum Sterben kommt."

Sprüche.

Von Max Kretzer.

Viele fleiß'ge Hände – Bauen tausend Wände;
Doch zwei faule Hände – Sind des Wohlstands Ende.

Ein schönes Gesicht – Ist wie ein Gedicht,
In dem warnend steht, – Daß alles vergeht.

Wählst du beim Weib – Zwischen Liebe und Geld,
So prüfe wohl, – Was länger hält.

Hat Freund den Freund – Zum Borgen sich erkoren,
Ist bald das Geld – Und auch der Freund verloren.

Das Spielzeug.

Skizze von Edwin Huber-Rößle, Würzburg.

Der Besuch, den ich heute zu machen habe, verlangt von mir Haltung und Würde. Er ist ein Ereignis; gilt er doch einem mir völlig fremden Herrn von hohem Stand und mit berühmten Namen. Da seine Anschauungen in der Vergangenheit wurzeln, habe ich nicht versäumt, auch dieser Mentalität gebührende Achtung zu schenken, und habe meine äußere Figur in die wohlgeziemende Geheimratsgewandung gesteckt und durch meinen Zylinder das nötige Pyramidengefühl erzeugt.

Ich muß mir selbst gestehen, daß die Zelebrität der Persönlichkeit mir eine gewisse Erwartung gegeben hat, so daß ich schon mit einem großen Neugikeitsprickel auf sein Haus zugehe. Es ist ein schöner Bau. Es steht ihm ein herrischer Stolz im Gesichte. Das bedrückt mich etwas — die Erwartung wird in eine kleine Unruhe verwandelt, als ich die breite Treppe zu seiner Wohnung emporsteige. Der dort wohnt, den ich besuchen will, gehört einer anderen Ideenwelt an, er ist für mich nur Zeitgenosse, sonst haben wir nichts gemeinsam, weder nach Stand, Anschauungen und Erlebnissen. Wir könnten uns wohl als Feinde gegenübertreten, wenn es sein müßte. Und doch haben wir beide eine Reihe von Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens, des Bildungsganges und des Staatsdienstes erfüllt. Die vollkommene Fremdheit der lebenden Person gegenüber der Allbekanntheit ihres Namens ist es, die alle diese Gedanken in mir aufleben und wie zu wägende Ware in mir ausbalancieren, läßt, so daß ein selbstquälerisches Gefühl entsteht, das seine Aufforderung, ihn zu besuchen, schließlich nur wie eine Einladung zu gefälliger Selbstkopfabnahme ausfiebt: Ein lächerlicher Einfall — und doch muß ich ihn denken, muß mir einbilden, ich müßte mich meines eigenen Ichs entkleiden. Tolles Gedankengaukeln — denn natürlicherweise wird sich alles im gewöhnlichen Besuchsstil abwickeln. Meine Seele sträubt sich gegen die Bekanntschaft, das ist die Tatsache. Ich erkenne sie und kann ihr nicht Rechnung tragen: ich wurde gerufen und bin gekommen.

Eine breite und starke Türe trennt mich nur mehr von den Insassen der Wohnung. Sie sind Geschöpfe einer steifvornehmen, kühlen Kultur, Züchtungen mit aller Schönheit und allen Empfindlichkeiten ihrer Welt, die ich genau kenne aus Dutzend anderen Häusern, die ich nicht liebe und in der ich mich trotzdem schon wohl gefühlt habe. Heute aber hat mich der fast starre Glaube an die Fremdheit dieser Existenzen und die sichere Erwartung vollkommener Beziehungslosigkeit hart beklommen gemacht.

Wie ich den Finger an den elektrischen Glockenknopf lege, fürchte ich schon den hellzittrigen Klang, der durch die Räume fahren und schmerzhaft die Ohren des fremden Mannes wie meine eigenen reißen wird und so die erste Fühlung zwischen uns beiden herstellt. Eine augenblickliche Grausamkeit läßt mich eine Sekunde länger, als sonst meine Gewohnheit ist, den Drücker beherrschen. Die Erregung schwillt zur folgenden Spannung. Tritte. Diese schleichenden Tritte gutgezogener Dienstboten. Immer sind es dieselben gedämpften Schritte, die ich ein Leben lang kenne und in diesem Augenblick hasse und fürchte. Denn da ich sie höre, weiß ich, daß im nächsten Augenblick die Schranke fallen wird, die mich noch von der fremden Behausung trennt, die mir nichts bedeutet und die mir nichts geben wird an wertvollem Erlebnis. Vielleicht, daß irgendeine Geschmacklosigkeit oder Stilwidrigkeit in Einrichtung und Benehmen mich ärgern mag, eine Lächerlichkeit meinen inneren Spott reizt. So spazieren meine Gedanken schon hinter die Türe.

Jetzt stehe ich im Gange. Eine angenehme Lichtdämpfung liegt wie Schlaf in dem Raume und wirkt friedvoll und ruhsam. Jahrhunderthauch weht mich an von kostbaren Barockschränken. Betonte Sauberkeit und strenge Vornehmheit, Raumwürde zur Stilerhabenheit gesteigert. Mein Auge freut sich, mein Herz aber bleibt unberührt und verzagt. Es kann nichts mehr hoffen, es wird von der Fremdheit verletzt werden.

Da streift mein Blick in einer Ecke.

Einen Moment bin ich gebannt und lächle und bin erlöst von aller Bedrückung und Qual!

Dort steht zwischen einer alten Barockkommode und einer wundervollen Standuhr ein Spielzeug, ein Affe auf dem Fahrrad! Er wirkt verblüffend und grotesk in der stillen alten Welt und doch so wohltuend. Verlassen und vergessen sitzt er dort, sein blinzelndes Auge blickt den manifestierten Jahrhunderten ringsum wie ein Philosoph ins Angesicht. Seine weltenferne Einzelheit leuchtet wie ein Meteor in dem Raume. Ich juble und freue mich mit meiner ganzen Seele! Alle Bedrückung ist verschwunden, alle Spannung gelöst und ich habe keine Erwartung mehr zu fürchten, denn ich bin nicht